



Uwe Schütte

Sieben
Essays
zu W.G. Sebald

Annäherungen

böhlau



... die Anwesenheit
... eine vollendete
... nach dem
... auch nicht
... Ruhe
... Jahre
... Jahre



... im Laufe der Tage
... die Kälte
... im Fenster
... es mir auf

... am
... in der
... im

Uwe Schütte: Annäherungen

Uwe Schütte

ANNÄHERUNGEN

Sieben Essays zu W. G. Sebald

BÖHLAU VERLAG WIEN KÖLN WEIMAR

Bibliografische Information der Deutschen Nationalbibliothek:
Die Deutsche Nationalbibliothek verzeichnet diese Publikation in der
Deutschen Nationalbibliografie; detaillierte bibliografische Daten sind
im Internet über <http://dnb.de> abrufbar.

© 2019 by Böhlau Verlag GmbH & Cie, Lindenstraße 14, D-50674 Köln Alle
Rechte vorbehalten. Das Werk und seine Teile sind urheberrechtlich geschützt.
Jede Verwertung in anderen als den gesetzlich zugelassenen Fällen bedarf der
vorherigen schriftlichen Einwilligung des Verlages.

Cover: W. G. Sebald in der Old Rectory © Marc Volk, Berlin

Lektorat: Christoph Steker, Köln
Umschlaggestaltung: Guido Klütsch, Köln
Satz und Layout: Bettina Waringer, Wien

Vandenhoeck & Ruprecht Verlage | www.vandenhoeck-ruprecht-verlage.com

ISBN 978-3-412-51382-5

»Je mehr die Entfernung wächst,
desto klarer wird die Sicht.«

W. G. Sebald, *Die Ringe des Saturn*

Inhalt

1	Heimat	9
2	Großvater	41
3	Bäume	77
4	Universität	105
5	Tiere	145
6	Feuer	179
7	Nachruhm	219
	Nachwort	269
	Postscriptum	271
	Anhang	272



1 Heimat

Heimat, was heißt das? Übersetzen im eigentlichen Sinne kann man dieses Wort bekanntlich nicht. Heimat, das ist zunächst und ureigentlich die Sprache, in der wir die Welt erfassen, wenn wir heimisch werden in ihr als Kinder. Deswegen ist umgekehrt auch der Inbegriff von Fremde überall dort zu finden, wo man nichts oder zumindest nicht alles versteht: wo eine Fremd-Sprache gesprochen wird.

Sebalds erste Sprache war der Dialekt, die Umgangssprache seines Dorfes. Wertach im Allgäu. »Einen abgelegeneren Ort, als es dieses Kaff Wertach damals gewesen ist« (G 59), könne man sich nur schwerlich vorstellen, erklärte er einmal einem Interviewer. Schaut man sich die nebenstehende Postkarte aus den fünfziger Jahren an, versteht man das sofort. Das Dorf, so hat es Sebald später formuliert, lag in einer Art Zeitwellental, das der generelle Fortschritt hinter sich gelassen hatte.

Die Ungleichzeitigkeit der Zeit. »Stellen Sie sich einen Ort wie Wertach vor, abgelegen von allen Verkehrswegen. In meiner Kindheit gab es da keine Maschinen«, sagte Sebald über seinen »Kindheitsort, der sich in meinen Gefühlshaushalt deutlich eingepreßt hat, wie in einem Einweckglas.« (G 87) Sebald trug die Heimat so immer in sich. Noch auf Korsika fühlt er sich in einer Schlucht geradezu »niedergedrückt von dem vor Jahrmillionen aufgeworfenen Gestein, zumal es mich erinnerte an die finstern Täler mei-

ner alpenländischen Kindheit, über denen im Winter die Sonne nur um die Mittagszeit eine Weile als ein blaues Trugbild erschien.« (KP 192)

Manches Jahr lag der Schnee in Wertach über fünf Monate lang. Eine ungeheuerliche Stille muß geherrscht haben damals. Nicht einmal ein Radio war zu hören. Umso vernehmlicher daher die Sprache der Natur, in deren Grammatik ihn der Großvater einführte. Der Geruch getrockneter Kräuter. Das Fraßbild des Borkenkäfers. Die Zeichensprache der Wolken. Und das Summen der Bienen. Am Horizont stets die Alpenzüge an der Grenze zu Tirol.

Richtiges Deutsch mußte der kleine Winfried erst auf der Schule erlernen. Sebald erinnert sich, »daß für mich das Hochdeutsche von Anfang an eine Fremdsprache gewesen ist, die ich mir aneignen mußte in meiner späteren Kindheit. So kam ich mir selbst beim Eintritt in die Universität vor wie ein Amhars vom Lande, der nicht genau weiß, wie man das Deutsche spricht oder schreibt.« (G 254)

Und wenn er es sprach, das Hochdeutsche, mit seiner sonoren Stimme, dann klang der Tonfall des Dialekts unverkennbar mit. Die erste Fremdsprache Hochdeutsch hatte sich nur sozusagen darübergelegt. Selbst wenn er auf Englisch redete, blieb das Allgäuische stets als Grundbaß präsent. Und damit die Heimat.

Auch erhielt sich die Heimat, indem Sebalds Texte voller dialektaler, oberdeutscher Ausdrücke waren: Staubzucker etwa, Kukuruzfeld oder der Hosensack samt Sacktuch, und so weiter. Desgleichen war sein Faible für Autoren, die wie er aus der Peripherie stammten, ein bezeichnendes Zugehörigkeitssignal. Sprache als portable Heimat. Sein Lieblingsaustriazismus sei ›Prosekturkarren‹, verriet er mir einmal.

In der Tat waren es vor allem österreichische Schriftsteller wie Thomas Bernhard, Peter Handke und Ernst Herbeck, die ihn faszinierten. Hinzu kamen alemannische Autoren wie die Schweizer Gottfried Keller und Robert Walser wie auch solche schwäbischen

Schriftsteller wie der arme Hölderlin und der Kalendergeschichtenauteur Johann Peter Hebel. Und nicht zu vergessen: der bayerische Anarchist Herbert Achternbusch.

Sie alle waren Identifikationsfiguren für ihn, weil sie oftmals am Leben und an der Literatur verzweifelten. Identifikationsfiguren aber auch, weil die Autoren sich schreibend aus den Fesseln einer inferioren, provinziellen Abstammung befreiten mittels der bürgerlichen Institution der Literatur. So wie er selbst es geschafft hatte, schreibend den »Weg zur Überwindung der eigenen Namenlosigkeit« (UH 15) zu gehen. Den Weg also vom Dorfkind zum Intellektuellen und schließlich zum Schriftsteller, der fernab von der Heimat, überall dort zumindest, wo man Englisch spricht, als bedeutendster Autor deutscher Sprache des späten zwanzigsten Jahrhunderts gilt.

Ein merkwürdiger Lebenslauf: von der Allgäuer Peripherie führte er zu einem ehemaligen Zentrum, dem der Industrialisierung, Manchester also, und von dort wieder in die Peripherie East Anglias. Poringland hieß das Dorf am Ende seiner Lebensreise. »Where I am now is very much out in the sticks. And I do feel that I'm better there than I am elsewhere in the center of things. I do like to be on the margins if possible« (EM 50), erklärte er einer amerikanischen Interviewerin.

Heute hat man das Randständige ja allenthalben wieder als positiv konnotierten Gegenraum zur urbanen Hektik des einundzwanzigsten Jahrhunderts entdeckt. Das hat angesichts der »wirtschaftlichen Kolonisierung der zurückgebliebenen Regionen«, die Sebald beklagte, etwas übel Verlogenes an sich. Existieren doch Rückzugsräume nunmehr überhaupt nicht mehr, da Zivilisation und Digitaltechnik bis in die abgelegensten Ecken vorgedrungen sind. Damit ist auch die Heimat verschwunden.

Doch Sebald war selbstverständlich bewußt, daß Heimat stets eine Art positive, mit Wehmut besetzte Selbsttäuschung ist, die man sich aus großer zeitlicher wie räumlicher Distanz konstruiert:

»Es gibt diese Halbträume, die man im Kopf herumträgt, die einem manchmal in der Nacht kommen und auch manchmal untertags, daß man also wirklich sich sehnt nach dem Ort beziehungsweise nach der Gegend, die man verlassen hat. Aber man sehnt sich – und das weiß man, glaube ich, sehr genau – nach einer Schimäre, weil man ja sehr oft genug eigentlich in der Heimat zurück gewesen ist, um zu sehen, wie groß das Ausmaß der Verschandelung geworden ist.« (G 225)

Ebenso hat er nie verklärt, wie geistlos die Provinz damals während seiner Kinderjahre war: »There was scarcely any reading material about. There was no bookshop; there was not even a local lending library or anything of that kind; you grew up without reading. And you grew up without listening to music. Nobody had a gramophone; there was scarcely a radio.« (CB 140/41) Heutzutage natürlich unvorstellbar – eine Kindheit ohne Medien und ohne das gesamte Archiv der Kultur digital direkt verfügbar.

Im Verlauf eines Lebens hat Sebald gleichsam den zivilisatorischen Quantensprung von naturbestimmter Dorfkindheit zu hypermodernem Urbanismus durchmessen. Wenn er, nicht lang vor seinem Tod, im New Yorker Goethe-Institut vor der dortigen Kulturschickeria auftrat, wie in seinem englischen Gedicht *October Heat Wave* beschrieben, kam er in der Tat »weit von wo« (AW 83), wie eine markante Wendung besagt, die in seinem Werk ebenso auf Englisch auftaucht: »It makes me feel that I am a long way away, though I never quite know from where.« (AW 129)

Ja, weit von wo – aber um den Abstand zwischen zwei Punkten bestimmen zu können, braucht es einen fixen Startpunkt, von dem aus das Gegenwärtige zu messen ist. Was aber, wenn dieser Startpunkt, die Heimat, sich entzieht, weil es sie nicht mehr gibt? »Immer jedenfalls war man, wie der Paul unter diese Fotografie geschrieben hat, zirka 2000 km Luftlinie weit entfernt – aber von wo?« (AW 82/83), sinniert der Erzähler in der Geschichte über Sebalds Dorfschullehrer, der darin Paul Bereyter heißt.

Die Irrealitätserfahrung aber, sich stets ›weit von wo‹ in einem »englischen Asyl« (AW 266) zu befinden, war eine Grunderfahrung von Sebald. Seine Kunstfigur Austerlitz läßt er die eigene Erfahrung des Fremdheitsgefühls über den »mir nicht vertrauten, sondern – trotz der vielen seit meiner Ankunft in England vergangenen Jahre – fremd und unheimlich gebliebenen« (A 57) Anblick des Gastlandes aussprechen.

Sich als ein ›Auswärtiger‹ zu fühlen, war die Einsicht, die Sebald in England aushalten mußte. Daß fortwährend und trotz aller Vertrautheit mit der neuen Umgebung ein bitterer Rest blieb, nämlich »das Jeden-Tag-von-neuem-Begreifenmüssen, daß ich nicht mehr zu Hause war, sondern sehr weit auswärts.« (A 70) Zu einer neuen Heimat konnte England daher nie werden, trotz aller gleichzeitigen großen Sympathie für das Land.

Unterwegs in der Fremde, als er während einer Italienreise Logis bezieht in einem Hotel, einem transitorischen Ort par excellence, überfällt den Erzähler ein Gefühl des Mitleids, in dem, so denke ich, das nagende Gefühl permanenter Dislozierung bei Sebald exemplarisch aufscheint: »Die armen Reisenden, ging es mir durch den Kopf, und ich nahm mich dabei selber nicht aus. Immer anderwärts.« (SG 125)

RÜCKKEHR IN DIE HEIMAT. ENGELWIRT & CHESTNUT GROVE

Das Sehen erlernen müssen, die falsche Bildwelt, Heimat als Trugbild. Dahinter blickt man nur, wenn man sie verläßt und gegen die Fremde eintauscht. Eine neue Sicht gewinnt und das Unverständliche zu begreifen lernt. Erst von außen wird das Vertraute kenntlich, dabei aber zugleich unheimlich. Für Sebald waren es vor allem die Verbrechen der Nationalsozialisten, von denen er später erfuhr.

»Und was man natürlich aus der Distanz heraus auch weiß und was man nicht wußte, wenigstens was ich nicht wußte, als ich dort war als Heranwachsender, das waren die Schrecken, die assoziiert waren mit diesen Orten und die man dann wirklich erst im nachhinein, sozusagen aus dem historischen Studium heraus, begreifen lernt. Die ersten Jahre meines Lebens habe ich nicht darüber nachgedacht, was mit meiner engeren Heimat beziehungsweise was mit Deutschland assoziiert war.« (G 226)

Eine solche Erfahrung kann nicht ohne Folgen für den Heimkehrenden bleiben. Unter dem Titel *Il ritorno in patria* schildert Sebald im letzten Teil von *Schwindel. Gefühle.*, was passiert, wenn man nach drei Jahrzehnten erstmals wieder an seinen Kindheitsort zurückkehrt. Natürlich hat sich das alles nicht wirklich so zuge tragen, wie es im Buch berichtet wird. Vielmehr hat Sebald immer wieder mal, etwa wenn er auf Besuch bei Allgäuer Verwandten oder Freunden war, Abstecher in den Heimatort unternommen. Wohl um nachzusehen, was noch übrig geblieben war vom Wertach seiner Kindheit.

Eines wird er immer wieder bemerkt haben: zurückgekommen, als Fremder in der eigenen Heimat, ist man ein seltsam Unzugehöriger. Literarischer Ausdruck dessen ist die Episode, in der geschildert wird, wie der heimkehrende Erzähler, sich als englischer Auslandskorrespondent ausgehend, im Engelwirt absteigt, über dem seine Familie früher gewohnt hat. Seltsam befremdet muß er feststellen, daß »sich das mir angewiesene Zimmer an derselben Stelle befand, an der unser Wohnzimmer gewesen war.« (SG 210)

Dessen kleinbürgerlich-spießige Einrichtung wird von Sebald so evokativ wie detailgetreu aus der Erinnerung beschrieben, um anzufügen: »Von alldem war das Gastzimmer, durch dessen Fenster ich jetzt auf die untere Gasse hinabsah, denkbar weit, ich selber allerdings durch nichts als einen Atemzug entfernt, und hätte die Wohnzimmeruhr in meinem Schlaf hinein geschlagen, es hätte mich nicht im geringsten gewundert.« (SG 212)

Eine schöne Erfindung. Einen Gasthof Engel gibt es tatsächlich in Wertach: Er stammt von Ende des neunzehnten Jahrhunderts, gebaut nach dem großen Brand, der damals fast das ganze Dorf in Schutt und Asche gelegt hat. Nun aber wird er abgerissen. Das alteingesessene Gebäude fällt einem Erneuerungsplan für das Zentrum Wertachs zum Opfer. Auch unser Dorf soll schöner werden! Die Familie Sebald indes hat nie in dem Haus gelebt. Vielmehr hatte sie von 1947 bis zum Umzug nach Sonthofen im Dezember 1952 eine Wohnung im ersten Stock der um die Ecke gelegenen Weinstube Steinlehner bezogen.

Die Engelwirt-Episode war also nicht völlig frei erfunden. Unter anderen Umständen als den realen Gegebenheiten (die freilich nur das Resultat von Zufällen sind), wäre es durchaus vorstellbar, nach Jahrzehnten als Gast im eigenen Wohnzimmer zu übernachten. Wie nah er damit an einer möglichen Wirklichkeit lag, realisierte ich erst, als ich selbst nach rund fünfzehn Jahren erstmals zurückkehrte nach Norwich, dem Ort meines Studiums an der University of East Anglia.

Zu meinem nicht geringen Erstaunen fand ich das Haus, in dem ich als Sebalds Student mit meiner Freundin sechs Jahre lang in einer geräumigen Dachwohnung gelebt hatte, in ein B&B Guesthouse namens ›Chestnut Grove‹ verwandelt. Unsere damalige Vermieterin, eine freundliche ältere Lady, die gegenüber ihren jungen deutschen Mietern nie ihre jüdische Abstammung erwähnte, so erfuhr ich, war nicht allzu lange nach unserem Auszug in Richtung London gestorben.

Ihre Erben wiederum hatten die Liegenschaft an ein unsympathisches Ehepaar verkauft, das früher ein Norfolkler *seaside hotel* betrieben, sich dann aber aufs Altenteil zurückgezogen hatte. Von der Bewirtung und Beherbergung zahlender Gäste, so schien es, konnten Maureen und Trevor aber nicht lassen. Dabei leitete weniger eine prinzipiell gastfreundliche Disposition ihr Verhalten als vielmehr der auf finanziellen Vorteil abzielende merkantile Zug der

britischen *middle class*. Dementsprechend besaßen sie nur geringes Interesse an meinen Erzählungen darüber, wie Haus und Garten in den neunziger Jahren aussahen und um welche Art von Person es sich bei unserer Vermieterin, Mrs Speculand, gehandelt hatte.

Maureen war vielmehr erpicht darauf, möglichst schnell den Obolus für die Übernachtung einzutreiben. Das paßte ganz zu dem Eindruck, man sei weniger Gast als mißtrauisch bäugter Eindringling. Dann insistierte sie, an der Grenze zur Unhöflichkeit, mir ihr *full English breakfast* aufzudrängen, bei dem es sich nach ihrer fixen Überzeugung um das Beste der Britischen Inseln handele. Ich blieb jedoch hart in meiner Ablehnung. Trevor, der das Haus mit seiner umfangreichen Sammlung von *naval memorabilia* auf das Geschmackloseste vollgestopft hatte, interessierte sich ohnehin nur für das nachmittägliche Fernsehprogramm. Mir war es recht so.

Lieber ging ich zwei Stockwerke hoch in unsere alte Wohnung, langsam Schritt für Schritt über die altvertrauten Stufen. Und wie von Sebald anhand des Engelwirts beschrieben, fand ich mich auf einmal – umgeben von scheußlichen Kriegsschiffmodellen – in unserer alten Wohnung wieder. Sogar der gemütliche Sessel im Korridor stand noch unverrückt am selben Platz.

Maureen hatte mir den Schlüssel zu Zimmer zwei mitgegeben. Die Türen waren zwar nicht mehr dieselben, doch die Zahl prangte just dort, wo es in unser ehemaliges Wohnzimmer ging. Dort, wo ich über mehrere Jahre meine von Sebald betreute Doktorarbeit geschrieben hatte – denkbar weit entfernt von meinem früheren Leben, und doch durch nichts als einen Atemzug von ihm getrennt.

FRAGWÜRDIGKEIT VON HEIMATKUNST

Als Sebalds Erzähler in die Gaststube des Engelwirts geht, um sich – vorgeblich zeitunglesend – unter die biertrinkenden Bauern des

Dorfes zu mischen, die früher einmal seine Schulkameraden waren, entdeckt er ein vertrautes Gemälde: »Das Bild, das schon im alten Engelwirt an demselben Platz gehangen hatte, war inzwischen so dunkel geworden, daß man nicht gleich wußte, was es eigentlich darstellen sollte. Erst nach längerem Hinsehen traten aus der Bildfläche die Phantome der Holzknechte hervor. Sie waren beim Abrinden und Verkrampen der gefälltten Stämme und gemalt in den gewaltig ausgreifenden und ausholenden Posen, die für die Heroisierung der Arbeit und des Krieges kennzeichnend sind.« (SG 223)

Der Künstler ist ihm bekannt: Josef Hengge. Sebald war vertraut mit dessen Wandmalereien und Bildern, die allenthalben in Wertach und Umgebung zu sehen waren. Und noch immer sind. Auch auf dem Haus, in dem Sebald geboren wurde und aufgewachsen ist, sind solche Wandmalereien zu sehen, die jedoch nicht von Hengge stammen. Zwei martialische Heldendarstellungen befinden sich dort seltsam isoliert auf der Fassade: zunächst eine Rückenansicht des Götze von Berlichingen, der eine Kanone abfeuert, vor der drei Kanonenkugeln liegen.

Rechts daneben zu sehen ist eine Frontalansicht von Jörg Schmid, auch Knopf von Leubas genannt, Bauernanführer während des Aufstandes von 1525. Entsprechend kämpferisch hält er einen Hammer in der linken Hand, während seine Rechte jene Fahne ergreift, unter der sich der sogenannte Allgäuer Haufen einstmals versammelt hatte. Auch dies ein militaristisches Motiv, das von Hengge hätte stammen können.

»Alle diese Henggebilder hatten für mich etwas äußerst Beunruhigendes« (SG 225), erinnert sich Sebald an seine Dorfkindheit. Wie zum Beweis, bildet er in *Schwindel. Gefühle.* das Hengge-Bild ab, das an der Wertacher Raiffeisenbank angebracht ist. Das Fresko zeigt eine »hochauferichtete Schnitterin, die dasteht vor einem Feld zur Ernte, das mir immer wie ein entsetzliches Schlachtfeld vorgekommen ist.« (SG 226) In der Tat wirkt es selbst in der verkleinerten schwarz-weißen Reproduktion äußerst beunruhigend.

Heimat ist nicht nur, was man hört und riecht, es ist auch, was man von früh auf sieht. Heimat, das ist die erste Form, die Welt zu betrachten. Bis alsbald aus der kindlichen Vertrautheit das immer stärkere Moment der Bedrohung aufscheint und die Heimat, das Urvertraute, irgendwann unheimlich wird. So erging es Sebald jedenfalls mit den Bildern, die er als Kind im heimatlichen Allgäu sah.

Fatalerweise sind »diese Henggebilder, abgesehen von denen in der Pfarrkirche, so ziemlich die einzigen Bilder gewesen, die ich bis zu meinem siebten oder achten Lebensjahr gesehen habe«, realisierte Sebald im Rückblick, um anzufügen, daß sie insgesamt »einen vernichtenden Eindruck« (SG 227) auf ihn als Kind gemacht hätten. In der Tat: eine unguete Mischung, der Katholikenkitsch in den Kirchen und Kapellen und die volkstümelnde Kunstmalerei des Josef Hengge.

Hengge begann zwar als Schüler von Franz von Stuck, blieb aber leider nicht im künstlerischen Fahrwasser seines Lehrers. Er durchlief vielmehr eine Karriere der Anpassung an die Herrschenden. Seine guten Kontakte zur bayerischen Königsfamilie brachten ihm lukrative öffentliche Aufträge ein; unter anderem malte er König Ludwig III. Später schuf er zwei Portraits des sogenannten Führers, von denen eines 1938 zu sehen war in der Münchner Städtischen Galerie am Lenbachplatz beim Wettbewerb um den von den Nazis ausgelobten Lenbach-Preis.

Bekannt war Hengge aber insbesondere für seine rustikal-kämpferischen Darstellungen von Holzarbeitern und Bauern, dem Blut und Boden der deutschen Volksseele, die er in zumeist exorbitantem Format malte. »Er hat sogar nach dem Krieg, als seine Monumentalwerke aus verschiedenen Gründen nicht mehr sehr hoch im Kurs standen, nicht davon abgesehen« (SG 227), konstatiert Sebald. Dergestalt benennt er eine unguete deutsche Kontinuitätslinie, die in Provinzgegenden wie dem Allgäu unangefochten von den Veränderungen, die Sebalds Generationsgenossen in den spä-

ten sechziger Jahren erzwangen, sich weit in die Bundesrepublik fortschreiben konnte.

Als Sebald 1990 mit *Schwindel. Gefühle*, sein eigentliches Debüt als Prosaautor vorlegte, erinnerte die heimattümelnde Zeitschrift *Das schöne Allgäu* unter dem vielsagenden Titel »Er hörte den Herzschlag der Erde« an den hundertsten Geburtstag von Josef Hengge, der erst zwanzig Jahre zuvor gestorben war. Ob Sebald wußte, daß Hengge nach der Ausbombung seiner Münchner Wohnung 1945 nach Wertach gezogen war, von wo aus er 1950, also zwei Jahre bevor auch die Familie Sebald das Dorf verließ, in seinen Geburtsort Kempten zurückkehrte?

Der Kunstmaler war insofern nicht nur in Form seiner grauisigen, dem kleinen Winfried Furcht einflößenden Bilder eine Präsenz in dessen Kinderjahren. Daß sie sich nicht wenigstens einmal begegnet sind – sei es auf den Straßen des Dorfes oder bei der Wanderung auf den Feldwegen außerhalb – ist bei einem Kaff wie Wertach schlichtweg nicht vorstellbar.

In *Schwindel. Gefühle*, notierte der erwachsene Sebald dann, daß ihm »das Beispiel des Kunstmalers Hengge und die Fragwürdigkeit der Kunstmalerei überhaupt immer warnend vor Augen« (SG 229) gestanden seien, als er selbst damit begonnen hat, sich in der Kunst des Schreibens zu versuchen. Literarisches Kunsthandwerk jedenfalls hat er nie betrieben. Mag sein aber, daß seine Entscheidung, sich wiederholt im Genre der Ekphrasis zu erproben sowie mehr verwirrendes als illustrierendes Bildmaterial in seine Texte mitaufzunehmen, auch eine kompensatorische Reaktion war auf die frühe Konfrontation mit den Bildern des Nazimalers Josef Hengge.

KATHOLISCHE HEIMATLITERATUR?

Sebald war antiklerikal. In seinen Schriften findet sich nirgends aber irgendein Hinweis auf eine bestimmte Erfahrung oder ein

prägendes Erlebnis, das erklären würde, warum ihm die römisch-katholische Kirche so nachhaltig verlitzen war. Genauso wenig übrigens wie das Geständnis, in jungen Jahren ein durchaus begeisterter Katholik gewesen zu sein.

Im privaten Gespräch berichtete er hingegen über die Tätigkeit als Ministrant, die für ihn damals eindrucksvolle Wallfahrt nach Maria Taferl im österreichischen Waldviertel und sogar über seinen frühen Berufswunsch Pfarrer. Die zwei Jahre am katholischen Gymnasium Maria Stern in Immenstadt zu Mitte der fünfziger Jahre waren dann allerdings eher ernüchternd für ihn und dürften für seine Distanznahme zur katholischen Kirche verantwortlich sein.

Von einem »krankhaften Katholizismus« (AW 69) spricht Sebald in der *Paul Breyer*-Geschichte über seinen Volksschullehrer, über den »das mir lange Zeit unverständliche Gerücht ging, daß er gottgläubig sei«, was den Erzähler umso mehr verwundert, als dem Pädagogen »nichts derart zuwider war wie die katholische Salbaderei.« (AW 53) Auch empfahl er mir, nachdem ich ihm von dem einen Jahr erzählte, das ich am katholischen Walpurgisgymnasium unter der Ägide von Oberin Virginia verbrachte, die Lektüre der vielen österreichischen Romane, in denen autobiografisch von den Qualen und Erniedrigungen der Autoren in Klosterschulen berichtet wird.

Darüber, daß den Prägungen des Katholizismus nicht wirklich zu entkommen ist, selbst wenn man mit der Amtskirche als durch und durch verlogener Institution bricht, brauchen hier keine großen Worte verloren zu werden. In Sebalds Texten erscheint der Katholizismus stets als rotes Tuch. So beschreibt er in *Die Ringe des Saturn* in aller Drastik etwa die unmenschlichen Massaker, welche die faschistische kroatische Miliz im Verlauf des Zweiten Weltkriegs, »im Rücken gestärkt von der Wehrmacht und in der Seele von der katholischen Kirche« (RS 121), begangen hat.

Und während die Hinwendung der Familie Swinburne zum römisch-katholischen Glauben von Sebald als »ein erstes Anzei-

chen der Dekadenz« (RS 195) gewertet wird, kam es im (fiktionalen) Clan der Fitzpatrick's zu einem Schisma: In jeder Generation, so Austerlitz, ist mit bezeichnender Konsistenz »einer der jeweils zwei Söhne dem Katholizismus abtrünnig und Naturforscher geworden.« (A 127)

Was Sebald am katholischen Gymnasium in Immenstadt erlebte, hat er womöglich literarisch umgesetzt im autobiografischen Teil des Prosagedichts *Nach der Natur*. Dort bezeichnet ein faschistoider Kaplan im Unterricht den Sieg Alexanders über Darius III. als vom lieben Gott gelenkten Glücksfall: »Er sei, / sagte er, eine Demonstration / der notwendigen Vernichtung aller / aus dem Osten heraufkommenden Horden / und also ein Beitrag zur Geschichte des Heils.« (NN 98)

Das Gegenbild zu diesem Diener Gottes und seiner Form der Heilsgeschichtsschreibung ist die Mathild, die im Wertacher Café Alpenrose logiert, wo der Großvater sie regelmäßig besuchte: »Oft begleitete ich den Großvater in die *Alpenrose*, wie ich ihn ja fast überallhin begleitete, und saß mit einem Himbeerwasser dabei, wenn die Karten gemischt, abgehoben, ausgeteilt, ausgespielt, zur Seite gelegt, gezählt und von neuem gemischt wurden.« (SG 239)

Erst lange nach ihrem Tod findet der Erzähler heraus, daß die im Dorf als ›rote Betschwester‹ verschriene Mathild vor Ende des Ersten Weltkriegs das Regensburger Kloster der Englischen Fräulein unter rätselhaften Umständen verlassen hat, um einige Zeit im München der Räterevolution zu verbringen. Von dort wiederum war »sie in einem arg derangierten und fast sprachlosen Zustand nach Hause nach W. zurückgekehrt.« (SG 246)

Ausweis des außenseiterischen Status unter den von ihr verachteten Dorfbewohnern ist ihre nachgelassene Bibliothek, in der es »zahlreiche religiöse Werke spekulativen Charakters gab, Gebetbücher aus dem 17. und frühen 18. Jahrhundert mit zum Teil drastischen Abschilderungen der uns alle erwartenden Pein. Zum anderen fanden sich zu meinem Erstaunen mit den geistigen Schriften

vermischt mehrere Traktate von Bakunin, Fourier, Bebel, Eisner, Landauer sowie der autobiographische Roman der Lily von Braun.« (SG 244/46)

In Form der (wohl fiktiven) Mathild scheint eine andere Verhaltensweise zur christlich dominierten Dorfstruktur auf: eine Haltung, die vom Konservatismus zum Widerstand, zur unbekümmerten Nonkonformität führt. Eine Entwicklungslinie, die Sebald sympathisch war.

Das Gegenteil wiederum galt für jene, die zum Katholizismus konvertierten. Sebald hat sie für diesen Schritt verachtet. Beispielsweise Autoren wie Carl Sternheim und Alfred Döblin, denen er in seinen literaturkritischen Schriften die Abkehr von ihren jüdischen Wurzeln als politisch-moralischen Verrat vorwarf. Große Abneigung besaß er ebenso für dezidiert katholische Schriftsteller, denen er so etwas wie Untreue an den Idealen der Literatur unterstellte.

Als ich auf der Suche nach einem geeigneten Dissertationsthema war, schlug er mir nachdrücklich Gertrud Fussenegger vor – nämlich aufgrund ihrer Parteinahme für den Faschismus bei gleichzeitigem Glaubenseifer für die römisch-katholische Sache. Eine ungute Kombination. Die Fussenegger hatte damals, ich meine 1993, den Jean-Paul-Preis des Freistaats Bayern bekommen. Für Sebald ein ungeheurerlicher Skandal. Womit er völlig Recht hatte.

Für eine Dissertation, so erklärte mir Sebald, sei es eine gute Strategie, sich einen Autor zu suchen, den man verachte; dies nämlich gebe Energie, sich der lustvollen Demontage von dessen Werk zu widmen. Ich habe seinen Rat bedacht, bin ihm aber nicht gefolgt. Seiner kategorischen Ablehnung aller Autoren der katholischen Seitenlinie der deutschsprachigen Literatur konnte ich als ehemaliger Altardiener der Gemeinde St. Thomas und St. Stephan jedoch vorbehaltlos folgen.

Für Sebald bestand kaum ein Unterschied zwischen jenen Autorinnen und Autoren, die ihr Schreiben in den Dienst der Kirche stellten, und jenen, die behaupteten, für Heimat und Volk und

Führer zu schreiben. Wie der von ihm verehrte Thomas Bernhard hat er keinen markanten Unterschied zwischen Nationalsozialismus und Katholizismus gesehen. Das ist zwar keine sonderlich differenzierte Sicht der Dinge, ergab sich aber bei beiden Autoren offenkundig aus der eigenen Lebenserfahrung.

Betrachtet man die Gruppe der sogenannten Heimatdichter, also solch exemplarische Namen wie »Josef Weinheber, Guido Kolbenheyer, Hermann Burte, Wilhelm Schäfer und andere Hüter des deutschen Erbes, die glaubten, ihr Jargon sei unmittelbar aus der Sprache des Volks entsprungen« (LH 12), erkennt man die christliche Verbrämung nationalistischer Positionen als ein rekurrentes Muster.

Dementgegen sah Sebald etwa in Johann Peter Hebel einen Heimatdichter, der keinen Verrat an der Literatur begeht, wenn er über seine Heimat schreibt. Deshalb hebt er auch ausdrücklich »die Fürsprache der jüdischen Autoren der zehner und zwanziger Jahre« (LH 11) für Hebel hervor – womit er Kafka, Bloch und Benjamin meint –, denn im Fall von Hebel ist die Heimatliebe nicht mit dem Haß auf Fremdes verbunden.

Dem verehrten Gelehrten Gershom Scholem gegenüber stellte sich der junge Sebald brieflich so vor: »Ich bin 1944 in Südbayern geboren und habe dort eine katholizistische Kindheit und Jugend durchgemacht, weshalb ich mit der Praxis der Orthodoxie und dem Wunsch ihr zu entkommen in gewisser Weise zumindest vertraut bin.« Das war vielsagend genug. Mit siebzehn Jahren soll Sebald aus der katholischen Kirche ausgetreten sein. Zu dieser Zeit, noch deutlich vor Erlangung der Volljährigkeit wie vor dem Beginn des gesellschaftlichen Wandels zu Ende der sechziger Jahre, ein sicher wagemutiger, selbstbestimmter Schritt.

Zugleich war das Aufgeben des katholischen Glaubens sicherlich eine Verlufterfahrung – ein prägender Erfahrungsraum der Kindheit verschwand. Und bei aller Opposition gegen die autoritären Strukturen der Amtskirche und das Brimborium des Katho-

lizismus hat sich Sebald keineswegs vom Glauben an Transzendenz und Metaphysik abgewandt. Ja, er hat sich eine privatistische Form der Spiritualität bewahrt, in der ein wenig vom Katholizismus der Kindheit überlebte.

Dazu gehörte wohl die Furcht vor göttlicher Strafe für menschliche Verfehlungen, welche der Katholizismus in den Kinderseelen verankert. Die Schuldgefühle für angebliche Sünden mag man als Erwachsener überwinden, nicht aber die existentielle Furcht davor, ergriffen zu werden »von der in uns allen bisweilen sich rührenden Angst, ausgebürgert zu werden aus unserem eigenen Leben von einer uns übergeordneten, anonymen Gewalt.« (KP 168)

Wenn Sebald zum einen die opulenten Bahnhöfe des neunzehnten Jahrhunderts als neue Kathedralen erkennt und zum anderen immer wieder in verschiedensten Kontexten auf christliche wie säkulare Engel zu sprechen kommt, sind darin Residuen der kindlichen Prägung zu erkennen. Überhaupt, ziemlich viele Heilige durchwirken die literarischen Schriften Sebalds; mehr als ein gänzlich Gottloser sich erlauben hätte. Und ebenso fällt auf, wie oft er immer wieder, gleichsam sanft insistierend, sakrale Malerei und Kirchenkunst eindrucksvoll beschreibt.

Dies freilich in der ihm eigenen Weise: Die Kunstwerke sind gelöst aus ihren religiös-theologischen Zusammenhängen, aber dennoch nicht völlig säkularisiert. Die Engel, die bei Giotto klagend über unserem Unheil schweben, werden abgebildet und bewundert; der eigentliche Bildinhalt, weiter unten, die Beweinung Christi, bleibt abgeschnitten.

Dieses Manöver kann stellvertretend für Sebalds antiklerikale Haltung stehen: Die Anbetung Jesu, der Katechismus und die damit verbundenen Diskurse sind für ihn irrelevant geworden. Die entscheidende Frage aber nach Erlösung von seelischem Leid und der Transzendenz unserer materiellen Existenz stellt er umso dringlicher. Die Abwendung von der Kirche war insofern ein wichtiger Emanzipationsschritt, um zu einem kritischen und eigenwilligen

Denker zu werden. Jedoch starb dabei ein Teil von dem, was einst-
mals Heimat war.

DIE HEIMAT, ZERSTÖRT

Seine Geburt hat Sebald in *Nach der Natur* so verklärt: »Als ich am Christi Himmelfahrtstag / des Vierundvierzigerjahrs auf die Welt kam, / zog gerade die Flurumgangsprozession / unter den Klängen der Feuerwehrcapelle / an unserem Haus vorbei in die blühenden / Maifelder hinaus.« (NN 76) Das beschauliche Bild trägt aber.

Die Heimat ist kein Hort ungetrübten Glücks, denn »über den Bergen / stand schon das Unwetter, das bald darauf / die Bittgänger zersprengte und einen / der vier Baldachinträger erschlug.« Ebenso will diese Legende illustrieren, daß etwas Schreckliches seinerzeit unausgesprochen im Hintergrund stand. Er sei, »dem anderwärts furchtbaren Zeitlauf zum Trotz, / am Nordrand der Alpen, wie mir heut scheint, / aufgewachsen ohne einen Begriff der Zerstörung.« (NN 76)

Natürlich ist das die Perspektive des Erwachsenen, der um die Verheerungen und Monstrositäten weiß, die sich zugetragen haben, zumal in den beiden letzten Kriegsjahren: »Als ich 44 im idyllischen, damals vom Krieg unberührten Allgäu geboren worden bin, sind gerade die Juden von Korfu dort deportiert worden nach Auschwitz.« (G 101) Oder an anderer Stelle: »Ich empfinde es, vom jetzigen Zeitpunkt aus gesehen, als eine Ungerechtigkeit, sozusagen, daß ich damals in diesem windstillen Tal aufwachsen durfte; und weiß also nicht so recht, womit ich das verdient habe, sozusagen.« (G 138)

Aber man darf diese Ignoranz über die Zerstörungen nicht allein auf den Holocaust reduzieren. Eine kindliche Ahnung von den Feuerstürmen, welche die deutschen Städte in jenen Kriegstagen verwüsteten, klingt nämlich an in »dem tosenden Feuer, das eines Nachts, / kurz vor meiner Einschulung ist es gewesen, / ein weit